



**Bitte.**

Herr gib mir einen Pfing in meine Hand!  
Laß diese Furchen mich im Acker wählen.  
Laß mich die Sonne überm Land  
Und in dem Säen schon die Ernte fühlen.

Ich bin so müd, ewig Soldat zu sein,  
Auf fremder Länder Straßen zu marschieren,  
Nach Würfelspiel und Bier und Branntwein  
Zu schlafen in den wüsten Nachtquartieren.

Herr gib mir Arbeit, daß die Muskeln springen!  
Stell mich hinein ins Sausen der Maschinen!  
Gib mir die Freude an dem Werkgelegen!  
Laß in der Arbeit mich der Menschheit dienen.

Dito Schreiner.

**Das Kommunistische Manifest.**

Zum hundertsten Geburtstag seiner Veröffentlichung.

Von Heinrich Cunow.

Nicht nur Gelehrte und Staatsmänner, Staatsakte und wissenschaftliche Entdeckungen, auch Bücher und Schriften haben ihre Schicksale und ihre Gedenktage. Im Juli vorigen Jahres war ein halbes Jahrhundert seit der Veröffentlichung des ersten Bandes des Marxschen „Kapital“ verflossen, und heute können wir den hundertsten Geburtstag eines anderen wichtigen Dokuments der Entwicklungsgeschichte des Sozialismus feiern: des Kommunistischen Manifests. Nachdem der kommunistische Bund der Gerechten nach und nach dazu gelangt war, seinen alten auf Rousseau-Beitlingschen Gerechtigkeitstheorien fußenden Gleichheitskommunismus abzustreifen, hatten sich im Frühjahr 1847 auf Verreiben des Kölner Uhrmachers Joseph Woll, eines der Hauptleiter des Bundes, Marx und Engels dem Bunde angeschlossen und in Brüssel eine Bundesgemeinde gegründet. Im Sommer 1847 hatte dann der Bund in London seinen ersten Bundeskongreß abgehalten und zugleich mit der Aenderung seines Namens — er nannte sich nun „Bund der Kommunisten“ — eine Aenderung seiner Organisation und Statuten beschlossen, die, nachdem sie den einzelnen Gemeinden zur Prüfung vorgelegt worden war, auf einem zweiten Kongreß, der im November 1847 in London stattfand, endgültig angenommen wurde. Der Kongreß ging aber noch einen Schritt weiter. Er erkannte, daß zur Vereinheitlichung der vom Bund verfolgten Bestrebungen eine Art theoretisches Programm, eine „Bundestheorie“, nötig sei, die zugleich die Stellung des Bundes zu anderen kommunistischen bezw. sozialistischen Vereinigungen darlege. Mit der Abfassung dieses Schriftstückes wurden Marx und Engels beauftragt, die sich alsbald an die Arbeit machten. Ende 1848 (am 24. oder 25.) kamen die ersten Exemplare des Kommunistischen Manifestes heraus, das bald ins Französische, Polnische, Englische,

Dänische überetzt wurde. Zuerst Ende Mai oder Anfang Juni 1848 ins Französische, darauf ins Polnische, während die erste englische Uebersetzung erst 1850 im Londoner „Red Republican“ (Roter Republikaner) erschien.

Seitdem ist das Kommunistische Manifest in alle Kultur-sprachen überetzt und zu einem der wichtigsten Entwicklungsdokumente des Sozialismus geworden: eine Stellung, die es vor allem der Tatsache verdankt, daß es, wie keine andere Schrift jener Zeit, mit dringendem, vorausschauendem Blick den Entwicklungsprozeß der kapitalistischen Gesellschaft erkennt und auf Grund dieser Erkenntnis der modernen sozialistischen Arbeiterbewegung die Richtlinien ihres politisch-taktischen Verhaltens gegenüber den aus dem sozialen Lebensprozeß aufsteigenden Problemen angewiesen ist.

Die Gesellschafts- und Geschichtsauffassung, die Marx sich in Anlehnung an Hegel gebildet hatte, kam in dem Manifest in knappster, pointierter Fassung zum Ausdruck: die Auffassung, daß der Wirtschaftsprozess und die aus ihm sich ergebenden Wechselbeziehungen die Grundlage des gesamten Gesellschaftslebens jeder Geschichtsepoke und damit auch ihres politischen und geistigen Verlaufs bilden — daß demnach, seitdem sich im Fortschritt der Wirtschaftsentwicklung aus den Wechselbeziehungen heraus Klassenschichtungen mit gegensätzlichen Interessen gebildet haben, die politische Geschichte zu einer „Geschichte von Klassenkämpfen“ geworden ist — eines fortgesetzten Ringens zwischen den jeweils herrschenden und niedergebhaltenen Klassen. Doch liegt darin nicht allein das Besondere der Marxschen Auffassung des Geschichtsverlaufs im Vergleich zu der damals in sozialistischen Kreisen üblichen Art der Geschichtsbetrachtung. Marx saß zugleich die ganze gesellschaftliche Vorwärtsbewegung als eine streng gesetzmäßige, sich in bestimmten Bahnen vollziehende Entwicklung auf, die mit derselben inneren Notwendigkeit, mit der einst auf die Feudalepöche die Herrschaftsepöche der Bourgeoisie gefolgt ist, dem Sozialismus entgegenreißt — der letztere also eine historische Notwendigkeit ist.

Man hat die Neuheit dieser Auffassung für die damalige Zeit bestritten. Der russische Anarchist W. Tschertkoff hat in einer Schrift, die von seinem Gefinnungsgenossen Pierre Ramus teilweise auch dem deutschen Vespublikanismus zugänglich gemacht worden ist, nachzuweisen versucht, daß die Grundgedanken des Manifestes dem „Manifesto de la démocratie“ von Victor Considérant entlehnt sind. Tschertkoff und seine Nachbeter haben damit nur bewiesen, daß sie Marxs Grundanschauungen und ihrem engen Zusammenhang mit der Engelschen Rechts- und Geschichtsphilosophie gar nicht erfaßt haben. Wohl läßt sich mit einiger Sicherheit nachweisen, daß Marx und Engels das Manifest Considérants gefannt, zum Teil wohl auch dieses als Modell für ihr Manifest benutzt haben; aber die einzelnen Nebenwendungen, die sie dem demokratischen Manifest entlehnt haben sollen, sind ganz nebensächlich, man kann im gewissen Sinne sagen, dekorativer Art, die sich in den verschiedenartigsten Variationen nicht nur bei Marx und Considérant, sondern auch bei manchen anderen sozialistischen Autoren jener Zeit nachweisen lassen; aber sie betreffen gar nicht die eigentlichen Grundgedanken des Kommunistischen Manifestes, die diesem sein besonderes theoretisch-geschichtliches Gepräge geben. Diese Grundgedanken führen auf einen ganz anderen zurück als auf den

Fourieristen und Phalanstärengründer von Condé-sur-Veigne und La Réunion, nämlich auf Hegel.

Selbstverständlich hat heute nicht mehr jeder Satz des Kommunistischen Manifestes seine Gültigkeit. Es ist ein lächerlicher Scholastizismus, zum Beweise für die Richtigkeit oder Verfehrtheit heutiger taktischer Fragen einzelne Sätze des Manifestes herauszulösen und als „Beweismittel“ zu präsentieren. Seit der Niederschrift des Manifestes sind siebzig Jahre vergangen, und in diesem Zeitraum hat sich eine vollständige gesellschaftliche Umwälzung vollzogen. Europa steht heute auf einer ganz anderen Entwicklungsstufe wie im Jahre 1848. Die Wirtschaftsweise, die politischen Verhältnisse, die Klassenschichtung, die deutsche Arbeiterklasse haben sich geändert; und manche Darlegungen, die 1848 einen geradezu genialen Weitblick bezeugten, müssen heute als durch die neueren Entwicklungsstadien überholt gelten. Wie jedes andere Geistesprodukt trägt naturgemäß auch das Kommunistische Manifest den Stempel seiner Zeit. Besonders gilt das von jenen Teilen der Schrift, die das Verhältnis der Staatsordnung zur Gesellschaftsordnung, die Erwerbung der politischen Macht durch das Proletariat und die Anwendung dieser Macht zur Ueberführung der kapitalistischen in die sozialistische Produktionsweise sowie die Auflösung des Staates betreffen.

In diesen Fragen, in denen Marx sich in den Jahren 1847—53 unter dem Einfluß der damaligen revolutionären Eindrücke, vornehmlich französisch-sozialistischer Doktrinen, ziemlich weit von der Hegelschen Gesellschaftsauffassung entfernt hatte, hat er bald, wie seine Artikel in der „New York Tribune“, seine Inauguraladresse der Internationalen Arbeiterassoziation und vor allem die beiden Adressen des Generalkonferenzen der Internationalen Arbeiterassoziation über die Pariser Kommune bezeugen, wieder umgelernt. Er ist wieder zu seiner früheren Auffassung zurückgekehrt. Dieses Wiederumlernen haben Marx und Engels mit jenem Freimuth, der sie gegenüber so manchem ihrer Epigonen auszeichnete, selbst in der von ihnen gemeinsam verfaßten Vorrede zu der 1873 erschienenen neuen Ausgabe des Kommunistischen Manifestes offen zugestanden. Es heißt dort:

„Wir setzen uns auch die Verhältnisse in den letzten fünfzig Jahren geändert haben, die in diesem Manifest entwickelten allgemeinen Grundzüge behalten im ganzen und großen auch heute noch ihre volle Richtigkeit. Einzelnes wäre hier und da zu bessern. Die praktische Anwendung dieser Grundzüge, erkläre das Manifest selbst, wird überall und jederzeit von den geschichtlich vorliegenden Umständen abhängen, und wird deshalb durchaus kein besonderes Gewicht auf die am Ende von Absatz II vorgezeichneten revolutionären Maßregeln gelegt. Dieser Passus würde heute in vieler Beziehung anders lauten. Gegenüber der immensen Fortentwicklung der großen Industrie in den letzten 25 Jahren, und der mit ihr fortschreitenden Parteiorganisation der Arbeiterklasse, gegenüber den praktischen Erfahrungen zuerst der Februarrevolution und noch weit mehr der Pariser Kommune, wo das Proletariat zum erstenmal zwei Monate lang die politische Gewalt inne hatte, ist heute dies Programm stellenweise veraltet. Namentlich hat die Kommune den Beweis geliefert, daß die Arbeiterklasse nicht die fertige Staatsmaschine einfach in Besitz nehmen und sie für ihre eigenen Zwecke in Bewegung setzen kann.“

**Im Ringen.**

Von Maurice Bullens.

Meinem Bruder, dem ungenannten württembergischen Soldaten, der am 30. Dezember 1914 im Wald von La Gruzie großmütig das Leben perleitet hat. Dem Freunde Leonhard Helm, der mich im Kriegsgefangenenlager in Darmstadt wie ein Vater gepflegt hat, sowie den Kameraden Erhardt, Albert Krieger und Karl Vullinger, die zu mir wie Mensch zu Mensch sprachen, und den vielen anderen, deren Namen ich nicht kenne, widme ich in aller Herzlichkeit diese Zeilen. M. B.

Hier Uhr morgens. Die starke Hand des Korporals rüttelt mich auf; rascher erwache ich in der lehmig-schlammigen Höhlung, in der ich, auf gleicher Höhe mit der Wand des Grabens, meine erstarrten Glieder ausgereckt. Während er sich mit kleinen klappernden Schritten entfernt, neige ich hinab ins Wasser, um keinen Blick an der Schießscharte einzunehmen. Noch tangen vor meinen Augen hartnäckig die wohlbekannten Schatten, die ich soeben verlassen.

Die endlose Nacht vergeht; unbestimmt, in der Ferne, ahnt man trotz der Dunkelheit, trotz des Regens, der allüberall einfließt, die nahende Sonne.

Nichts regt sich in der Stille des Morgens. Was tun wir denn hier? Welch entsehlender Traum? Das Wasser? Der Schlamm? Ah ja! das ist der Krieg!

Ich bin allein in der halbgeschlossenen Schießscharte, die der Lauf der Mine verstopft; durch eine Krümmung des Grabens verborgen, liegt wenige Meter von mir entfernt, der Korporal. Seit vorgestern Abend sind wir die Verbindungsposten der beiden, etwa fünfzig Meter voneinander entfernten Abteilungen. Ein eingestürzter Graben, mit ungleichem, herbeulter Bewuchs, halb angefüllt mit Wasser, Morast und Resten verbindet diese. Hier und dort lassen Gitterwerk, abgehauene Äste noch alte Verteidigungen erkennen, hindern uns nun bei jeder Bewegung.

Still ist der Wald, klar die Nacht. Zumweilen löst ein Plintenschuß ein kurz währendes Gewehrfeuer aus; manchmal schieße ich auch nichts Lebendes, aus Geratwohl. Der Korporal hat mir gesagt: „Schießen Sie nicht, wenn Sie nicht als Antwort Granaten und Betorden erhalten wollen“; der Leutnant jedoch hat mir gesagt: „Schießen Sie von Zeit zu Zeit, um zu zeigen, daß wir wachen.“

Und so schieße ich denn so selten, wie möglich, in langen Zwischenräumen, ohne jedoch etwas zu sehen. Abends ist doch die beiden widersprechenden Befehle in Einklang bringen!

Furchtbar still ist der Morgen. Der wunde Wald erdrückt und mit seinen langen abgekehrten Armen. Der Mensch aber rächt sich. Beim geringsten Windstoß durchdringt ein ohrenzerrendes Krachen die Luft; von Ängeln durchlöcherter Kette fallen, dem Rufe des Bundes gehorchend, zur Erde.

Dann wieder Stille, nur von einzelnen Gewehrschüssen unterbrochen.

Ich werde bald von meinem Posten abgelöst werden.

Siehe! ... Das Gewehrfeuer währt diesmal länger. Seit fünf Minuten ein ununterbrochenes Schießen. Sollte es ein Angriff sein? Aber wo bleibt die Artillerieobereitrag?

Ein gedämpftes Pfeifen bricht meine Betrachtungen ab. In meiner Rechten, wenige Meter entfernt, knirscht eine Granate. Unwillkürlich fahre ich auf — mein Herz klopft ungestüm — dann, blide ich hin, von Neugier erfüllt. Rauch steigt langsam zum Himmel auf, dunkler, von kleinen schwarzen Punkten durchsetzt Rauch, als läme er aus einem Kamin, in dem Papier verbrannt wird.

Aber schon kommt eine zweite Granate, diesmal an meiner linken Seite. Und bald ist es ein wildes Durcheinander zornigen Knallens, horns, hinten, rechts, links, überall. Ein ununterbrochenes Säusen, ein dumpfer, entsehlend prasselnder Hagel, unermüdlich, bald ganz in der Nähe, bald sich entfernend, wie ein Gewitterregen, mit plötzlichem Nachlassen, dann noch wilder anschwellend, ein unheilsvolleres Crescendo und Decrescendo.

Während eines ruhigen Augenblicks kriecht der Korporal bis zu mir heran. Er geht den Leutnant suchen, um zu fragen, was geschehen soll.

Ich bleibe allein, ganz allein, immer allein, unendlich allein. Und der furchtbare Niedererschlag dauert an, die Erde bröckelt, auch der Regen beginnt von neuem zu fallen.

Minuten vergehen, dann Stunden, lange Stunden, endlose Stunden.

Plötzlich verstummt alles. Das Schweigen umhüllt uns wie ein eisiger Mantel, noch erlösendender, noch grauenerregender, als der unaufhörliche Lärm. Der verstaubte Himmel läßt sich, wie ein weißer, aber dennoch trampflich sich das gepönnigte Herz zusammen, Stumme, milde Helle, schmerzliches Schweigen. Und immer allein. Was geht da vor?

Ein langes Schweigen ... und plötzlich brechen auf allen Seiten rauhe Freudenrufe aus: „Hurra! Siegt! Siegt! Hurra!“ Schmutzig graue Pakete wie riesenhafte zusammengewollte Hasen, prasseln heran, bricht wie Hagelkörner, rollen auf uns zu, wühlen sich in den Graben ein. Sie sind!

Und die Kameraden? Ich wage, nun schon vorsichtig gemorden, einen Blick. Herr, in dem grauen, in Rebel geschüllten Wald schleichen blaue Gestalten, laufen hinter die Büsche, hinter die Baumstämme. Die Fingerwörter der Erde spielen eine erschütterte Menge aus. Wie? Ist es denn möglich? ... Man zieht sich zurück? Panik oder befohlener Rückzug? Ich weiß es nicht ... Man zieht sich zurück.

Was soll ich tun? Mich allein verteidigen? ... Wahnsinn wäre es. Nicht ergehen? O nein, ich will nicht sterben. Aber was dann? ... Ich gehe den Leutnant suchen.

Ich steige in die schlauchartige Rinne, die zu seinem Unterstand führt. Komme nur langsam vorwärts, wie im Schmutz bis an die Schenkel. Eine Granate knirscht, wenige Schritte von mir entfernt, wirft mich zu Boden: ich empfinde einen brennenden Schmerz im Schenkel, gehe immer weiter vor ... O, Sie haben mich erschüttert! Die Augen pfeifen, unheilvolle Träne; wie ein verwundener Wundenschmerz umsummt es meine Ohren. Tod! Eine derselben berührt mich: ich verspüre ein Brennen unter dem Kinn, mein Kopf fängt sich rot; ich gehe immer weiter vor ... Ein Stoß an meiner linken Hand: mein Beifänger hängt zerhackt, jämmerlich, klaffend. Ich gehe weiter, die Bewegung ist nahe, ich bin gerettet ... Ein mächtiger Knüttelschlag gegen mein linkes Bein, ich fahre erschüttert ins Wasser, in den Schlamm. Alles wird wieder ruhig! ... Der Schmutz verschlingt mich! ... Ueber mir schwebt der Tod! ... Das Schweigen ... Der Tod! ...

Die Kälte des Wassers gibt mich der Wirklichkeit wieder. Die gutturalen Rufe halten an. Der Graben ist besetzt, der Feind dringt im Innern vor. Ich kann mich nicht bewegen. Ist das der Tod? „Sie! Hurra! Hurra! Sie!“

O, die Verwundeten der Deutschen, die entsehlten Verletten! ... Ich ahne abgeschliffene Köpfe und Hände, geblutete Körper, verkrampfte Beine, sehr verzerrte blutige Glieder, scheußliche Schädel mit entsehlten Totengrimmen; all die Visionen des Grauens, die überall abgebildet waren, sie werde ich jetzt in Wahrheit sehen, kennen lernen, an mir selbst! ... Meine Augen schließen sich.

Siehe, hier nah der Tod. Lebt wohl, Ihr alle, die ich liebe! So gerne sehe ich Euch wieder, doch ach, ich kann es nicht. Ich besitze mich Euer zu gedenken, gleich werde ich nicht mehr die Zeit dazu haben. Bestehen das Leben, nun der Tod! Lebt wohl, Ihr alle, die Ihr Sonne in mein Leben getragen, lebt noch einmal wohl, lebt wohl für immer, hier ist der Tod! ...

Schritte planischen im Schmutz. Ein Bajonett leuchtet auf. Ich wende den Kopf ab. Erwartet den Gnadenstoß; nur rasch, rasch, um Gotteswillen rasch! Adieu ...

Wenn aber auch einzelne Darlegungen des kommunistischen Manifestes durch die Entwicklung überholt sind und der Korrektur bedürfen: in seinen wichtigsten historischen Ausführungen hat es durch die seit seiner Niederschrift vergangenen sieben Jahrzehnte immer wieder Bestätigung gefunden. Besonders kommt es als historisches Dokument in Betracht, als Wegweiser, der im Gewirr der abgelaufenen Entwicklung nicht nur den deutschen, sondern dem sozialistischen Proletariat der ganzen kapitalistischen Welt immer wieder die Bahn des Vorwärtsreitens gewiesen und es seine historische Rolle im kulturellen Werden verstehen gelernt hat — ein fester Leuchtturm im brandenden Gewoge der politischen Tagesmeinungen.

## Eine Pflanzengemeinschaft.

Von W. Bötsche\*.)

Jeder kennt die Flechte. In der Granitregion unseres Riesengebietes ist der Wanderer stundenlang schon mit ihr allein, wie sie als gelbe Krustenflechte den Stein bemalt; hier erscheint sie wirklich wie eine Urform des Lebens, die zuerst den ungeschlagenen Fels benagt und anschnitzt, letzter Grundtyp aller Urbearbeitung dieser Erde. Als grauer Nibbelzack hängt sie dann von den Wetterfichten, sie färbt, wie den nackten Stein, so auch die trockenste Baumrinde, kriecht in schneibarem Blatt- und Strauchmoos oder verkümmerten Gatterhäuschen am Boden dahin; sie nährt als Keimtierflechte in lehrer dürrer Wiese noch das Polartier und macht damit seine Breite auch dem Menschen noch bewohnbar. Raum ein Naturgebilde von den kleinen der Erdlandschaft, das sich so fest, so allgegenwärtig und von früh an einprägte. Hören wir aber, als was sich dem Botaniker solche Flechte entpuppen mußte. Von den mehrtausend Arten der Flechten, Flechten, wie das botanische Fremdwort sagt, lernte man lange in der Schule, daß sie eine besondere Kryptogamengruppe bilden, die mit den Pilzen in der Fortpflanzung übereinstimmt, aber etwas befähigt, das sonst den Pilzen absolut fremd ist. Der Pilz wird zwar zu den Pflanzen gezählt, hat aber kein Chlorophyll, also nicht den bekannten wunderbaren „Kochtopf“ der grünen Pflanze, mit dem sie im Licht aus anorganischem Stoff Lebenssubstanz kocht; er kann nur wie das Tier von schon vorgedauter Substanz solcher Art leben, die er für gewöhnlich am Lebendigen und Toten zweiter Hand schmarrchend sich verschaffen muß. In diesen Flechtenpilzen aber lagen außerdem feine Chlorophyllfäden Zellmassen, die jene Kunst besaßen und übten. Man fand im Flechtenkörper, dem „Thallus“, wie man das nennt, stets zunächst verflochtene Zellreihen (Häben, Sporen), die Sporenfrüchte mit keimfähigen Sporen nach Pilzart trugen. Das waren offenbar echte Pilze, der bei und gangbaren Form nach Schlauchpilze, also von Wurzeln- oder Krüppelstamm. Aber was bedeutete die chlorophyllhaltigen lebendigen Einlagen? Man nannte sie hergebrachte „Gonidien“ der Flechte, nahm sie aber als Organe des Pilzes, die in diesem Falle grünen Algen ähnelten. „Flechte“ war also ein eigenartiges, mit einer Art Metamorphose seines Wachstums in Algen übergehender Pilz, bei dem die Gonidien anscheinend als kleine Zweiglein aus den Pilzfäden selber hervorwuchsen. Doch schien die Fortpflanzung dunkel zu bleiben, die aus isolierten Sporen nur reine, stets rasch vergängliche Pilze etwad, während in anderen Fällen die Gonidien wie durch Hegeret hineingewandert schienen. So sprach „auf Grund dieser und ähnlicher Beobachtungen“ der Bary 1868 aus, wenigstens einige Flechten möchten aus einer Vereinigung eines jedesmal bestimmten Pilzes mit einer echten Alge hervorgehen. Und das behnte dann Schwendener, nachdem man die Gonidien selbstständig mit auch selbständig vorzunehmenden Algen zu identifizieren begonnen, auf sämtliche Flechten aus und entwickelte es zur festen Theorie, worauf es noch und dem hochverdienten Stahl gelang, durch Vereinigung solcher bestimmten, selbständig wachsenden Algen mit den geeigneten Pilzen einen Flechtenballast schließlich zustande zu bringen, also die Probe auf das Exempel zu geben. Der Bary aber begründete mit dem ganzen entzückten Sachverhalt die umfassende neue Lehre von der Symbiose (des Zusammenlebens), die hier einen chlorophylllosen Pilz mit einer chlorophyllführenden Alge hauptsächlich bis zur äußeren Unkenntlichkeit zu einer neuen Genossenschaftsform verschweigt. Denn daß auch hier eine gegenseitige Hilfe in glücklichem Ausgleich vorliege, wurde schon der Bary selbst als eigenlichste Erklärung wahrnehmlich, und die Folge hat es auch nur bis zum äußersten befähigen können.

Die in den Pilz mehr oder minder wie eine oberflächliche Stücker eingewebte grüne Alge kocht in ihrer Chlorophyllfülle mit

Lichtbeizung nicht nur Lebensnahrung für sich, sondern sie erzeugt auch in der Fülle der Kraft Ueberfluß genug, den hungerten Pilz mitzunähren, friedlich, ohne daß er selber an ihr freffen muß. Der Pilz aber, der gewissermaßen hier die Alge als Kochtopf auf seinen Händen sich vorhält, tut ihr dafür den Gegenstand des umsichtigen Hüterns, der sein Vürchen hegt, daß es für ihn fruchtete, selbst kann er nicht an seine innere Kraft, wie ein Glüdwunder auch für sich muß er sie hinnehmen, wohl aber darf er der Wurzel den besten Stand geben, den Boden düngen und wässern, damit die Frucht so reichlich werde, daß er selber ohne Schaden die Pflanze davon mitleben kann. So saugt auch der Pilz der Flechte Wasser samt den darin enthaltenen Mineralsalzen und leitet sie der Küche als Betriebsstoff zu, er kondensiert das Wässchen noch am unfruchtbarsten Fels und Holz, und er gräbt selbst im härtesten Granit mit eigener ägender Säure immer wieder ein Tröpfchen gleichsam aus, in dem das Ganze zwischen Himmel und Abgrund haften mag. Daß solche genossenschaftliche Fabrik, wo die eine Partei, noch an den nächsten Prometheusfelsen geleitet, aus Licht und Luft süße Speise zu bereiten versteht und die andere dafür alle grobe Handlangerarbeit versteht, noch ausbauen kann, wo sonst Alge wie Pilz allein, ja jegliches bekannte Leben erlahmen müßte, begreift man, — bewundernd aber sieht man dabei auf die Symbiose hier als eine Mehrerin nicht bloß des Einzelraumes einer Art, sondern des ganzen Lebens auf Erden, während man zugleich auch an eine gewisse geschichtliche Verletzung denkt, die wohl gerade in dieser Pilzsymbiose jeden könnte. Denn der Pilz, deute von der eigenen elementaren Vereitlung des pflanzlichen Lebensbrotes abgeschnitten, ist, so darf man vermuten, selber doch wohl ursprünglich nur ein verlorener Sohn der Pflanzenwelt gewesen, ein abgeleiteter Zweig etwa der Algen selber, der diese Gabe nachträglich verloren hatte, weil er sich gewöhnt, in der lichtfernen Bodenfläche dem Abbau des Lebensstoffes der andern bei Tod und Verwesung nachzugeben. Aus dieser Tiefe ist er aber dann doch wieder vielfältig als ein schlimmer Fresser und Parasit auch am wirklich Lebendigen entstanden. Bis in solcher Symbiosenform abermals eine Art neuen Ausgleichs auch für ihn eintrat, bei dem er friedlich von oben das verlorene Brot wieder bekam, dafür aber jetzt seine als Bergmann und Schatzgräber in der Tiefe erworbenene Kraft in den Dienst dessen stellte, der ihm dieses Brot gab, womit auf weitem Umweg der Natur etwas geschaffen war, das auch im ganzen da oben im Licht eine glückliche Neuerung und Erweiterung darstellte.

Kun aber sollte es noch etwas sein, auf das ebenfalls bereits der Bary selbst hinweisen konnte. Grüne Einzelalgen finden auch auf dem Lande schon in Menge an Bäumen und Felsen allein, brauchen nicht allzu viel Reuchte und fliegen in ihrem eingetrockneten und abgeblätternen Zellmaterial weit mit dem Winde umher. Ebenso aber fliegen Pilzsporen herum, der alte Kerner hat seinerzeit unübertrefflich geschildert, wie man bei der Schwärmerzeit sozusagen an aufgestellten Leimruten nachweisen kann, einfach, daß sie also gelegentlich sich immer wieder auch eintun und die Flechte erzeugen, wobei gewisse Pilzarten nur recht gedeihen, wenn sie mit gewissen schon in altem Erbe prädisponierten Algen so zusammenträfen, während die Algen sich wahlloser gaben, aber in bestimmten Arten schließlich doch auch des Pilzes nicht mehr ganz entbehren möchten. Wo solches zusammenbestimmte Flechtenvorkommen bereits in Kolonien beisammen liegt, da wird ja durch Abtauben gerade dieser Pilzsporen und Abschleifen dieser Algenzellen auch der engere Bund immer wieder erleichtert werden. Und doch ist auch das noch nicht das Ganze. Gerade der letzteren Hilfe hat sich erst das vollkommenste Symbiosenwunder diesmal angegeschlossen. Wo Alge und Pilz sich glücklich in bestimmter Art zusammengefunden haben, wo sie in der Reife der Kraft lange schon genossenschaftlich gemischt hatten, da endlich gelingt es ihnen, ihre Fortpflanzung wirklich zusammenzulegen. Sie bringen sogenannte Soredien hervor. Soredien bedeutet im Griechischen etwas Gehäuftes. Nicht das einfache Häufchen ist aber hier das Bezeichnende, sondern entsprechend der Symbiose das Zusammengehäufte, aus zwei Parteien zu gemeinsamem Zweck ineinandergelagerte. Aus der Oberfläche der Flechte erwachsen, oft in besonderen Gärten, winzige Körperchen, ebenso locker und vom Winde verführbar wie der gewöhnliche Pilzhaub oder Algenhauf. Aber diese Soredien sind diesmal nicht bloß Pilz oder Alge. Sie sind schon saarweise junge Keimlinge: Genossenschaftsablagerer. In jedem sieht eine gewisse kleine Zellprobe Alge, umspannen von einem Fadenpilz. Die Flechte, zum Zwecklosen geworden, entsetzt ein fiamisches Zwillingspann. Zwar ist es auch in der geschichtlichen Variante noch keine eigentliche Ei-Verschmelzung, sondern hat stets mehr vom doppelten Abgelegewesen, aber wer will auf dieser Stufe des Lebens das noch so scharf trennen? Grundlegend ist vom Wesen aller Fortpflanzung aus jedenfalls, daß auch hier schon der Zufall der nachträglichen Begegnung ausgeschaltet wird: die Soredien müssen wieder neue Flechten der betreffenden Art erzeugen, wie nur irgend eine Fortpflanzung, eine Käferart Käfer ihrer Art erzeugt.

er lächelt, er staunt, daß ich seinen löstlichen Schnaps nicht zu Ende trinke.  
Der höllische Lärm dauert weiter... Oben aber leuchtet die Sonne, die Winterjonne, überflutet alles mit ihrem milden Lichte. So gut ist es zu leben! Ich werde Euch alle wiedersehen, Ihr meine Geliebten!...

Die Schlacht eifert sich, flaut ab. Meine beiden Schilddrüsen scheinen nicht böse zu sein, daß sie nicht mehr daran teilzunehmen. Wir versuchen miteinander zu plaudern, aber mein süßliches Flämisch will nicht zu ihrer rauhen Sprache passen. Und die Gewürden sind ausdrucksvoller denn die Worte... Stillschlachtet der eine rätselhaft, sagt einige Male: „Kaput! Kaput!“ — zieht sein Bajonett heraus, macht Nieme, mir die Kehle durchzuschneiden. Ich rühre mich nicht, bin überzeugt, daß er nur scherzt, mir Angst einflößen will...

Ein Schatten fällt die Öffnung des Unterlandes aus. Eine heitere, rauhe, abgehackte Stimme erklingt. Beschämt zieht der Soldat sein Bajonett zurück, geht, die Waffe in der Hand, dorthin, wo die Schlacht tobt. Der andere steht trübsinnig, in christlich-böser Haltung. Ein Offizier nähert sich: „Beruhigen Sie sich, mein Herr“ — sagt er zu mir — „wir töten unsere Gefangenen nicht.“ Ich kamme einige verwirrte Worte, bin etwas beschämt. Während er den anderen Soldaten befragt, bemerke ich einige Proschüren, die aus seiner Manteltasche herauslugen: es sind eilige Briefe der „Humbles“, die mir mein Bruder kürzlich geschickt. Ich hatte sie zusammen mit meinem Brotlof zurückgelassen; darunter einige mir wertige Briefe. Da ich ihn so günstig genimmte, wage ich ihn um dieselben zu bitten. Er willigt gerne ein. Dann, da ich die begehrten Briefe an mich genommen — „Erlauben Sie“ — fügt er hinzu — „daß ich die Proschüren zum Andenken behalte!“ Ich gebe sie ihm zurück, zeige ihm einen Satz meines Freundes Jacques Froissart, der sich auf das Buch Henri Guillebeur bezieht: „Auch wir träumen von einem Brudermorde, der beide Völker vereinigen möge.“

Er lächelt traurig: „Sozialdemokrat“? — fragt er, und berührt uns, nachdem er mir noch die Hand gedrückt.

Der Abend kommt. Vier Krankenpfleger erscheinen mit einem Zeltuch mich abholen. Doch brülle ich bei der geringsten Verührung wie ein Beseffener auf. Da legen sie das Tuch, ein wenig unter meinen Körper geschoben, vor mich hin und während sie pflegematrisch mit gekreuzten Armen wartend, stehen, wälze ich mich langsam, mit vieler Anstrengung, selbst darauf. Ein knotiger Stod wird durch die Öffnungen des Tuches geschoben und wir machen uns auf den Weg. Durch die verwürzten Gräben, im zerstückten Erdinnern gehen meine Träger ins feindliche Lager.

In der Ferne erklingt der Kanonendonner in der feinen Nachthist.

Und der Mond verzweilt sein jähles Licht.  
Der Krieg?... Das war gestern!  
Der Krieg?... Das war gestern!  
(Deutsch von G. von Zur Mühlen)

## Europäische Bücher.

Verlag: R. J. Rascher, Zürich 1918.

Diese geschmackvoll und bis jetzt sorgfältig ausgearbeitete Sammlung soll, nach des Verlegers eigener Ankündigung, neben Romanen, Novellen und Essays auch die besten Biographien, Memoiren und Briefwechsel, die europäischen Wert besitzen, enthalten.

Als erster Band erschien, von der Schweizerpresse begeistert empfangen, Andreas Lajos fürmischer Kobellenabfluss „Menschen im Krieg“ — von demselben Lajos, der nach einer lebhaften Auffehen und Widerpruch erregenden Komödie „Hypostel“ 1913 einen schönen, nun bei Rascher (Zürich) neu aufgelegten Liebesroman „Der wilde Mann“ herausgab. Der Verfasser, der monatelang an der österreichisch-italienischen Front stand, beweist auch in diesem Werk seine expressive, zwingende Kunst, die, zusammen mit einer leidenschaftlichen Menschlichkeit, ein — leider in Deutschland verbotenes — Kriegsbuch geschaffen hat, das hoffentlich vielen die Augen weiten und das Herz öffnen wird.

Künstlich schwächer, aber von glühenden Ideen getragen, ist Leonhard Franks Kobellenabfluss „Der Mensch ist gut“ (man denkt dabei: ach, wäre er es doch auch!). Frank hat sich vor Jahren mit seiner „Räuberbande“ den Fontanepreis geholt, um dann durch „Die Ursache“ zu beweisen, daß sich die erhoffte Läuterung in der Tat auch vollzogen hatte. Bei seinen Kriegsnovellen ist es ihm um Entladung seiner erregten politischen Gedanken zu tun: wie Lajos läuft er Sturm gegen den Krieg und möchte, daß künftig die Liebe den europäischen Dron besiegen würde.

Weiblicher als diese zwei bedeutungsvollen und neuen Ideen tragende Bücher ist das herrliche „Le feu“ (Das Feuer) von Henri Barbusse. Hier ist endlich ein Buch entstanden, das nicht eher als die Erinnerung an diesen Krieg untergehen wird: größer als Jolas „Dobbele“ — ein wahrhaft europäisches Buch. Der Franzose weiß hier mit unheimlicher Plastik, die namentlich durch die rauhe, schwer verständliche Soldatenprache vertieft wird, ein erschütterndes Bild des leidenden Soldaten zu geben. Wenn dieser Krieg den Fortschritt um eine Stufe weitergebracht hat, so wird sein Unglück und seine Schlächterei wenig zu bedeuten haben — diese Worte eines schlichten Feldgrauen verkörpern fürwahr das Selbstbild unserer Generation: für unsere Kinder, unsere Nachkommen zu kämpfen und zu sterben. Der Dichter L. v. Meyenburg besorgte von diesem Buch, das man gern einmal zum „Kochbuch“ erhoben läßt, eine fleißige, die großen Schwierigkeiten freilich nicht ganz überwindende Uebersetzung.

Die „Briefe eines Soldaten“ besonders hervorzuheben, scheint mir überflüssig, weil es in Deutschland mindestens so eindrucksvolle Briefwechsel — wir nennen etwa Wittkops „Kriegsbriefe deutscher Studenten“ — gibt.

Kriegsrein ist bisher nur ein Buch dieser Sammlung: Roman in Rollands „Beethoven“ Biographie, von Frau Langue. Zug in lesbarer deutscher, wenn auch nicht eben künstlerische Einföhrung verräternder Uebersetzung dargeboten. Diese 1908 zum erstenmal in den „Cahiers de la quinzaine“ erschienene geniale Lebensbeschreibung, die zu Rollands bedeutendsten Werken zählt (wir möchten ihm selbst, dem edlen Menschenfreunde, auch einen so feinsinnigen Biographen wünschen!), will nicht so sehr Beethoven den Künstler, als Beethoven den Menschen wiedergeben. „Wo der Charakter nicht groß ist, kann es der Mensch, kann es der Künstler nicht sein.“ — Das zu beweisen, ist der Zweck dieses schönen Buches. Hoffen wir, daß diesem Beethoven-Band bald noch die andern Biographien Rollands, diejenigen Tolstois und Michelangelos folgen! Sie sind in diesen sturmvollem, bitteren Tagen doppelt beglückend.

Karl Seelig.

## Laute und Lied.

Die Laute ist wieder vollständig geworden wie ehemals. Unsere neue Jugend ist ohne Laute und Gitarre gar nicht mehr denkbar. Wie kaum ein anderes Instrument ist Laute und Gitarre die Begleiterin unserer Gesellschaft und Fröhlichkeit geworden. Nicht nur dabei und im Konzertsaal, wo der Lautenspieler das einfach-schöne alte Volkslied mit all seiner Innigkeit und Heiterkeit zu neuem Ansehen und Würden erweckt, sondern auch draußen über Berg und Tal ziehen janges- und wandertraue Menschen mit Laute und Gitarre dahin.

Auch in Arbeiterkreisen, wo die Musik von jeher eine gute Pflanzschaft fand, weiß man die Vorgänge des handlichen Instrumentes zu schätzen und bedient sich seiner immer mehr, um der Geselligkeit und Fröhlichkeit auf einfache Weise musikalische Stimmung und Weise zu verleihen.

Die Technik des Instruments ist leicht erlernbar bei einiger musikalischen Veranlagung. Von einem unserer bewährten und besten Lautenspieler, Leonard Sulmans, ist kürzlich ein treffliches Lehrbüchlein erschienen, das jedem Lauten- und Gitarrefreund, der die Meisterkunst erstrebt, bestens empfohlen werden kann. Aus dem reichen Schatz seiner Erfahrung heraus hat der Künstler das Buch verfaßt und zusammengestellt, das in leicht faßlicher Form und sehr anschaulich die Handhabung des Instruments und eine gründliche Notenkennntnis lehrt. Das Lehrbüchlein ist sowohl zum Selbstunterricht wie auch zum Gebrauch mit einem Lehrer, was empfehlenswerter ist, geeignet. Eine wertvolle Ergänzung erhält das Buch noch durch einen Anhang zahlreicher prächtiger Lieder für den praktischen Gebrauch. Unter ihnen sind gute eigene Kompositionen des Verfassers sowie wertvolle Bearbeitungen geeigneter klassischer Lieder von Schumann, Schubert, Mendelssohn u. a., wie sie bisher noch wenig im Gebrauch waren, aber eine wertvolle Bereicherung für den Lautengefang bedeuten.

Den großen Vorzug der Billigkeit hat das Büchlein außerdem. Es kostet nur 3 M. und nennt sich: Praktische Laute- und Gitarrenschule von Leonard Sulmans (Triumph-Verlag, Berlin).

## Notizen.

— Vorträge. In der Urania wird der Vortrag über die Ukraine Sonntag, Montag, Dienstag, Mittwoch und Sonnabend wiederholt. Donnerstag spricht Prof. Spitz über Röntgenstrahlung im Felde, Freitag Prof. Köhler über Die Hermannschlacht in der deutschen Dichtung. — Institut für Meereskunde. Dienstag Pastor Engelhardt: Hawaii. — In der Treptow-Sternwarte spricht Dienstag, 7 Uhr, Dr. Archenhold über Saturn und sein Ringsystem. Mittwoch, 8 Uhr, über die Bedeutung des Films für Wissenschaft und Technik. — Ueber Frauenhah in Dichtung und Philosophie spricht Dr. Koerber im Bund für Kulturkampf am 26. Februar, abends 8 1/2 Uhr, im Weinhaus Rheingold, Potsdamer Str. 3. Eintritt frei.

— Musikchronik. Lola Artot de Sabina singt am Montag in dem 3. Sinfoniekonzert des Blüthner-Orchesters. Liszt's Dante-Sinfonie steht außerdem auf dem Programm.

— Die „Typographia“ veranstaltet Sonntag, den 3. März, in der Hochschule für Musik ein Konzert unter Leitung ihres Chorleiters Weinbaum. Außer Männerchören und Violen gelangen Violinstücke und das Serteto von Beethoven zum Vortrag.

— Die deutsche Faserstoff-Ausstellung in Berlin wird am 5. März eröffnet werden.

— Die „Deutsche Buddha-Gesellschaft“ ersucht und mitzuteilen, daß sie mit dem kürzlich an dieser Stelle erwähnten „Reubuddhistischen Verlage“ nicht zusammenhänge. Sie gehe nicht darauf aus, ihre Mitglieder auf eine einseitige Richtung oder auf die Befolgung buddhistischer Vorschriften festzulegen. Ihr Bureau befindet sich Potsdamer Str. 56 b.

Ein Schlag auf die Schulter: rascher, um Gotteswillen! Ein Härter ausgeprägter Schlag. Ich wende erkaunt den Kopf um. Ein junger Bursche steht mich an, streckt mir die Hand hin, lächelt. Ich zögere, ist dies denn möglich? Welch grauenvolle Falle stellt man mir da?

„O Kamerad! Wie geht's?“  
Und wie ich ihm noch immer benommen anstare, murmelt er mit einer Stimme, die mich von himmlischer Harmonie deucht: „O Kamerad! Ich bin gut!... Nein! Sie sind noch nicht kaput! Nein!... Wir werden gute Kameraden sein! Ja, ja, gute Kameraden!“  
Ich drücke ihm warm die Hand, begeistert von einem Gefühl unendlicher Dankbarkeit, milder Menschlichkeit. Ist er nicht in Wahrheit mein zweiter Vater?

Dann trägt er mich mit Hilfe eines herbeigerufenen Kameraden in den verlassenen Unterstand des Majors. Während der Kamerad mich, die Waffe in der Hand, bewacht, geht er den Doktor rufen, kommt alsbald mit einem lahlschönen, frisch rasierten Arzt zurück.  
Ich habe inzwischen meinen Finger, so gut es eben ging, mit meinem eigenen Verbandsgeweb ausgefüllt. Er verbindet mir das Bein. Da ich ihn durch Gebärden meine Angst ausdrücke, dieses armenliche Stück Fleisch gänzlich amputieren lassen zu müssen, lächelt er. „Nein, nein, es heilt bald. Nach dem Krieg lehnen Sie noch Frankreich zurück“ — versichert er mir in einem scherzhaften, kindlich lächelnden Französisch.

Kachdem er mich mit einem gegen die Feindseligkeit schützenden Restuch bedeckt hat, geht er weiter, die Leiden anderer Unglücklicher lindern — vielleicht Sterbenden, vom Glück weniger Begünstigten als ich, den Tod erleidigern.

Die Schlacht dauert an: von neuem regnet es Granaten, ein rauher Hagel; das Gewehrfeuer beginnt abermals, die Kugelspritzen prasseln. Und immer noch rüden die feindlichen Kruppen vor.

Im nächsten Erdinnern drängt sich eine traurige Menschenmasse. Soldaten marschieren vorbei, treten an die Stelle toter Kameraden. Ich sehe sie, durch das halbgeöffnete Zeltuch spähend, vorüberziehen. Manchem erkülden sie auch mich. Einige haben die Köpfe, schone Tränen im Auge, dann gehen sie weiter, ganz langsam. Andere, überreizt, werfen mir einen höferrührenden Blick zu, und die Finten noch grimmiger umspannend, eilen sie zu neuem Töten. „Allo“ — sage ich mir — „gehen die Menschen in den Krieg. Mit Bedauern die einen, trunken die anderen“...  
Meine Wächter geben mir Wein und Kaffee, die sie im verlassenen Graben gefunden. Ein vorübergehender Soldat bleibt stehen, schraubt eine kleine Feldflasche, die er am Gürtel trägt, auf, reicht sie mir. Wozu wie ich ein paar Züge, ein schmerzlicher Aufschrei verzerrt mir die Züge. Glück gebe ich ihm sein Gift zurück!